

Kultur & Leben

Der TV-Tipp für heute:
„Sing it loud“

Läuft um 21.55 Uhr auf 3sat.

In dem Dokumentarfilm geht es um einen großen Chorwettbewerb der seit 60 Jahren in Tansania stattfindet. Die Regisseurin hat hierfür sechs Sänger begleitet.

„Wer singt, hat keine Angst“

Der Neurobiologe Gerald Hüther erklärt, warum Singen Kindern gut tut.

Göttingen. Professor Gerald Hüther zählt zu den bekanntesten deutschen Hirnforschern. Bis 2013 arbeitete er an der Psychiatrischen Klinik der Universitätsmedizin Göttingen und machte sich auch mit populärwissenschaftlichen Büchern einen Namen. Heute ist der 66-Jährige unter anderem als Vorstand der Akademie für Potenzialforschung tätig, die er mitgegründet hat. Warum er viel von Chören und der Aktion „Klasse, wir singen“ hält, erklärte er Florian Arnold.

Von Ihnen stammt der Satz „Singen ist Kraftfutter für das Gehirn“. Wie meinen Sie das genau?

Das Gehirn ist ja nicht nur zum Denken da. Kinder müssen auch lernen, sich in Gemeinschaften

zurechtzufinden. Unser Hirn kann sein Potenzial nur entfalten kann, wenn wir in Gemeinschaften sind. Und Gemeinschaften funktionieren am besten, wenn Menschen in ihnen Raum haben, sich zu entfalten. Chöre sind ein wunderbares Beispiel dafür.

Bitte erklären Sie das genauer.

Damit Kinder gut durchs Leben kommen, ist das Entscheidende nicht, ihnen Wissen einzutrichen, sondern die Freude daran zu vermitteln, sich selbst Wissen anzueignen. Jedes Kind braucht das Gefühl, dass es aus sich selbst heraus einen Beitrag leisten kann. Beim Singen erlebt man das. In der Schule wird das Gefühl oft unterdrückt. Kinder werden dort zu Objekten von Belehrungen. Diese Erfahrung, nicht selbst gestalten zu dürfen, sondern zum Objekt zu werden, ist eine schwere Belastung. Im Hirn werden die gleichen Netzwerke aktiviert wie bei körperlichen Schmerzen. Zugleich verlernen es Kinder, offen auf die Welt zuzugehen, sich alles anzuschauen und zu eigen zu machen.

Wirkt sich Singen positiv auf die Entwicklung des Gehirns aus?

Singen schult die Feinmotorik. Wir denken immer, dass die feinmotorischen Potenziale im Gehirn im Wesentlichen genutzt werden, um Hände und Finger zu steuern. Aber die Stimmbänder sind auch komplexe Muskeln, und sie zu trainieren gelingt am besten, wenn man singt, viel besser als beim Sprechen. Beim Singen nimmt das Gehirn sehr feine Unterschiede wahr und steuert feinmotorisch gegen. Und das Kind selbst hört, ob es den Ton getroffen hat, und bringt sich selbst bei, wie die Muskeln bewegt werden müssen, damit der richtige Ton herauskommt. Das ist selbstorganisiertes Lernen in der reinsten Form.



Teilnehmer des Liederfestes vor zwei Jahren in der Volkswagen-Halle.

Archivfoto: Peter Sierigk

Wann ist das richtige Alter, um damit zu beginnen?

Kinder sollten erst einmal sprechen können, obwohl ich glaube, dass das Singen älter ist als das Sprechen. Ganz am Anfang lernen Kinder ja keine Worte, sondern Lautmelodien, die emotional aufgeladen sind – „Mama“ zum Beispiel. Wenn Mütter mit ihren Babys sprechen, klingt das auch fast wie Gesang. Ich gehe davon aus, dass sich auf diese Weise die menschliche Sprache herausgebildet hat. Nicht deshalb, weil sich die Urmenschen zurufen mussten, wo das Wild steht, sondern weil Mütter mit ihren Kindern auf diese Weise kommuniziert haben.

Die gegenläufige These lautet, dass Sprechen sich auf Notwendigkeiten bezieht, Singen aber keinen praktischen Nutzen hat – und eben darum eine hohe Form von Kultur ist.

Das unbekümmerte Spiel und das freie Ausprobieren brauchen alle lernfähigen Tiere und besonders Menschenkinder, um sich zu erproben und herauszufinden, wie etwas funktioniert. Man muss Gelegenheit haben, auszuprobieren, wie man auf einen Baum klettert oder über einen Bach springt. Wir lernen am meisten für das Leben, indem wir frei und unbekümmert



Der Göttinger Neurobiologe Gerald Hüther.

Foto: gerald-huether.de

spielen. Das Singen ist eine Spezialform des Spielens.

Es heißt, Singen macht mutig – warum?

Wenn Sie Angst haben, verkrampfen sie auch körperlich. Sie gehen geduckt, ziehen die Schultern herunter. Wir nennen das Embodiment, das heißt, was Ihr Hirn empfindet, wird auf den Körper übertragen. Das Ganze funktioniert aber auch umgekehrt: Brust raus, Kopf hoch, Rücken gerade – und alles wird anders. Genau diese Haltung nimmt man automatisch ein, wenn man singt. Singen vertreibt die Angst. Das haben übrigens auch die Militärs entdeckt:

Deshalb lassen sie Soldaten singend in den Krieg ziehen, was natürlich eine Perversion ist.

Steht aber nicht das freie Ausprobieren im Gegensatz zu einem festen Gefüge mit Leiter, wie es ein Chor ist?

Das Erfolgsmodell der Primaten liegt in ihrer sozialen Organisation. Sie bilden keine Herden oder Schwärme oder Ameisenstaaten, sondern individualisierte Gemeinschaften. Wir haben das Erfolgsrezept unserer Vorfahren auf die Spitze getrieben: Wir erreichen etwas miteinander, ohne zu verschmelzen – jeder bleibt in seiner Einzigartigkeit erhalten. Wenn einer etwas entdeckt, teilt er es anderen mit, und das Wissen breitet sich in der Gemeinschaft aus. Je heterogener eine Gemeinschaft ist, desto mehr Wissen wird sie erwerben – gleichgeartete Gruppen finden immer nur dasselbe. Mit dem Singen ist es ähnlich: Gesang wird dann als besonders reich und schön empfunden, wenn man spürt, dass die einzelnen Stimmen im Gesamtklang erkennbar bleiben. Deshalb gibt es auch verschiedene Stimmgruppen, damit Verschiedenartigkeit reinkommt. Lauter Gleichartige bringen nicht viel zustande.

H-Moll-Messe von Bach ist Welterbe

Es ist seine einzige in Gänze erhaltene Partitur.

Berlin. Jetzt hat es die Berliner Staatsbibliothek endgültig schwarz auf weiß: Das Manuskript von Johann Sebastian Bachs (1685-1750) h-Moll-Messe gehört offiziell zum Unesco-Weltkulturerbe. Zwei Jahre nach der Entscheidung der Kulturorganisation der Vereinten Nationen hat die Staatsbibliothek am Freitag die Urkunde erhalten.

Das Manuskript der h-Moll-Messe, die einzige vollständige Partitur aus der Lebenszeit des Koponisten, verfasste der Komponist kurz vor seinem Tod. Das auf 99 Seiten niedergeschriebene Original gehört zur Bach-Sammlung der Berliner Staatsbibliothek, wo rund 80 Prozent aller erhaltenen Originalschriften des Meisters aufbewahrt werden. Das Werk gilt als Meilenstein der Musikgeschichte. *dpa*

MELDUNG

HBK-Präsidentin spricht mit Atelier-Besetzern

Braunschweig. Gestern Nachmittag hat sich die Präsidentin der Kunsthochschule Braunschweig, Vanessa Ohlraun, erstmals mit Vertretern der Atelier-Besetzer in der Blumenstraße getroffen. An dem Gespräch nahmen auch Christine Carta, HBK-Dezernatsleiterin Betrieb-Bau-Sicherheit, sowie Mitglieder des Studentenparlaments teil. Nach mehr als drei Stunden ging man laut einem Sprecher der Besetzer ohne Abschlussergebnis auseinander, aber mit dem Willen, im Gespräch zu bleiben. Vom HBK-Präsidium war gestern keine Stellungnahme zu erhalten. *fa*

MENSCHEN

Frank-Walter Steinmeier (61)

eröffnet am Samstag eine neue Ausstellung zur DDR-Kunst im Potsdamer Museum Barberini. Bis zum 4. Februar werden dort rund 100 Werke aus der DDR-Zeit gezeigt. Im Mittelpunkt stehen die Künstler und ihr Selbstverständnis. Vertreten sind unter anderem Wolfgang Mattheuer, Bernhard Heisig, A. R. Penck und Evelyn Richter.



Angela Gheorghiu (52)

sieht die klassische Musik vom Internet bedroht. „Jedermann ist für wenig Geld oder ganz umsonst für das Publikum verfügbar“, sagte die rumänische Opernsängerin dem Fachmagazin „Das Opernglas“. Das Streaming habe die klassische Musik „in die Kategorie der Information gedrückt“. Alben und DVDs ließen sich nicht mehr leicht verkaufen. „Das Internet hat die klassische Musik zerstört.“ *dpa*



Eine geheimnisumwitterte Sammlung wird öffentlich

Kunsthallen in Bern und Bonn stellen erstmals rund 500 Gemälde aus, über die Cornelius Gurlitt gewacht hatte.



„Porträt einer jungen Frau“ von Thomas Couture (1815-1879) aus der Sammlung Gurlitt.

Foto: dpa

Von Dorothea Hülsmeier und Christiane Oelrich

Bonn. „Nazi-Schatz“ wurde der spektakuläre Kunstfund betitelt, von einem milliardenhohen Wert wurde geraunt. Mehr als fünfzehn Jahre nach der Beschlagnahme der Sammlung von Cornelius Gurlitt wird der Schleier über den Kunstwerken nun gelüftet. In der Doppelausstellung „Bestandsaufnahme Gurlitt“ in Bern und Bonn werden ab Anfang November insgesamt rund 450 Werke aus der Sammlung erstmals der Öffentlichkeit präsentiert.

Mehr als 1500 Kunstwerke – Monet, Cézanne, Macke, Dix,

Nolde, Beckmann – waren 2012 in Wohnungen Gurlitts in München und Salzburg entdeckt worden, einige in schlechtem Zustand. Von einem Milliardenwert kann zwar keine Rede sein, wohl aber von einer Kollektion, die teilweise Museumsrang hat. Gurlitt, der 2014 starb, hat die Sammlung zur Überraschung vieler dem Kunstmuseum in Bern vermacht.

Trotz mehrjähriger Forschung ist die zentrale Frage noch nicht geklärt, wieviel Raubkunst in der Sammlung von Cornelius Gurlitt enthalten ist. Sein Vater Hildebrand Gurlitt (1895-1956) war einer der Kunsthändler Hitlers. Er hatte die Sammlung unter teils ne-

bulösen Umständen zusammengekauft. Aber Gurlitt hatte auch eine jüdische Großmutter und war Anfang der 30er Jahre wegen seines Einsatzes für die Avantgarde selber Repressionen ausgesetzt.

Als Kunsthändler sollte Hildebrand Gurlitt Werke, die die Nazis 1937 als „entartete Kunst“ beschlagnahmt hatten, für Devisen verkaufen. Er hatte seine Dienste angeboten – vielleicht, um sich zu schützen. 1943 wurde er dann zum Einkäufer im besetzten Frankreich für Hitlers in Linz geplantes „Führermuseum“ ernannt. Dennoch ging er aus dem Entnazifizierungsverfahren als „unbelastet“ hervor. Seine von den US-Mi-

litärs beschlagnahmte Sammlung erhielt er zurück. Keines der Bilder stamme aus jüdische Besitz, behauptete er. Er verließ Werke auch für Ausstellungen im In- und Ausland. In Fachkreisen war die Existenz der Gurlitt-Sammlung seit Jahrzehnten bekannt.

Forscher fanden nun heraus, dass Gurlitt auch Kunstwerke von verfolgten jüdischen Sammlern erworben und teils falsche Herkunftsnachweise konstruierte hatte. Allein bei 200 von 255 Werken, die in Bonn gezeigt werden, besteht ein Raubkunstverdacht. Doch bisher konnten erst sechs abschließend als NS-Raubkunst identifiziert werden. *dpa*